

Christophe Fricker

Larkin Terminal

Von fremden Ländern und Menschen

Was du tun willst, tue bald. (Joh 13,27)

What am I doing here? (Bruce Chatwin)

Wer seid ihr? Lenkt euch Hoffnung, der ihr traut? (Edgar Bowers)

Das ungeleerte Pferd

(Anke)

Neunzehn

(Wiesbaden)

The Y-Block

(Windhuk)

The Causeway

(Singapur)

Gilde und Kelch

(Myanmar)

Ampelschaltungen

(Natascha)

Weinprobe und Abendmahl

(Oxford)

Bären und andere Wahrheiten

(Dick Davis)

Shaw, Kokopuff

(Robert B. Shaw)

Chlor

(New York / Joshua Mehigan)

Kein Spaziergang

(Ingrid Goering-Meyerhof)

Maximin am Baggersee

(Leipzig)

Gilde und Kelch

(Myanmar)

1

In der Kantine beim politikwissenschaftlichen Institut in Singapur sitzt ein junger Mann mit einem Québec-T-Shirt. Ich frage ihn, ob er Kanadier sei.

„Aus British Columbia“, sagt er. „Mark. Ich studiere Politik.“

Wir unterhalten uns kurz, dann fragt er (es ist Februar), ob ich Reisepläne für den Sommer habe.

„Wir müssen zusammen reisen.“

Ich stimme zu, und einmal noch treffen wir uns (seiner Meinung nach zweimal, aber beim anderen Mal hätte ich schon nicht mehr viel mitbekommen), und er fragt, ob ich gern in Museen gehe. Als Europäer geht man immer ins Museum, man reist überall in die Vergangenheit. Wir sehen auf die Landkarte, entscheiden, über Bangkok nach Myanmar fahren zu wollen.

Anfang August breche ich aus meinem Apartment in Gillman Heights auf. Mark will mich in Bangkok treffen. Vor dem Aufzug liegt mein Rucksack.

Die Unentschlossenen raten mir zu.

Verlegene Zeugen sind die Unbewegten mit ihrem halbseidenen Hierbleiben.

Ein Blick zurück auf das Poster vom Sonnenuntergang, den Wandkalender der Armee. Der Griff an die Hosentasche, in der sonst der Hausschlüssel war. Mit dem Stadtbus fahre ich zum Bahnhof; tv mobile, der Fernsehkanal der Busgesellschaft SBS, hat sich auf MTV aufgeschaltet und sendet „I just want you to know who I am“ und „We are the champions“. Freiheit besteht nicht nur darin, tun zu können, was man will, sondern auch darin, nicht verstehen zu müssen, was man tut. Bewegung kann sich selbst genügen. Diese Tour soll meine Feuerprobe werden.

2

„Bitte beachten Sie, daß Foreign Independent Travellers (FIT) und Family Visitors (FV) verpflichtet sind, 200 US Dollar in Foreign Exchange Certificates zu tauschen.“

Durch diese Zwangskonversion stellte die Regierung Myanmars, des ehemaligen Birmas, sicher, daß mindestens 200 Dollar aus der Tasche jedes der wenigen Besucher in ihre Verfügung übergangen. Am Flughafen erwarten uns hinter der Paßkontrolle zwei Schalter, über denen „FEC“ steht. Hinter jedem der beiden sitzt mehr als ein halbes dutzend Beamte, so daß der Bestechungsversuch zur Umgehung des Zwangsumtauschs nicht nur davon abhängt, daß der jeweils Zuständige ihn annimmt, sondern auch daß alle anderen ihn dulden. Die Wahrscheinlichkeit scheint mir gering. Zitternd im Angesicht einer möglichen Haft in einem internationalen Paria-Staat frage ich trotzdem kleinlaut, ob es eine Möglichkeit gebe, den Zwangsumtausch zu umgehen.

„Five for me“, raunt die junge Dame mit dem zusammengekniffenen Gesicht. „And one hundred.“ Immerhin.

Mark steht am anderen Schalter an. Er ist sich unsicher, stemmt den rechten Arm in die Hüfte, macht einen Buckel, greift sich mit der linken Hand an die spärlich wachsenden Flaumhärchen des Kinns und sieht sich um, jeden Blickkontakt sorgfältig vermeidend. Sein Versuch, den Zwangsumtausch zu umgehen, scheitert offenbar. Er kommt aber mit Zurechtweisung und Gepäckinspektion davon.

Auf der Taxifahrt in die Stadt erinnere mich daran, daß ich einmal jemanden aus diesem Land kannte, Nay Lin, den ich in Windhuk traf. Nie habe ich ein so vollkommen befreites Lachen gesehen wie seines an dem Tag, als er von der namibischen Regierung die Aufenthaltserlaubnis erhielt. Sein Vater war mit ihm aus der Heimat geflohen, um ihm eine Ausbildung zu ermöglichen. In den letzten zwanzig Jahren, seit dem Militärputsch in Myanmar 1988, waren die höheren Bildungseinrichtungen länger geschlossen als offen.

In Myanmars wichtigstem Heiligtum, der Shwedagon-Pagode, nimmt uns der Führer nach Erläuterung der Kultstätten beiseite, zieht uns auf eine Brüstung zu, von der aus man die Hauptstadt Yangon übersieht. Er deutet auf ein großes Gebäude und fragt, ob ich wisse, was sich darin befinde. Das sei das Parlament; es stehe leer. Er flüstert, sie wollten hier in der Stadt nichts haben, was als Menschenansammlung Unruhe stiften könnte. Selbst die Busbahnhöfe seien in die Außenbezirke verlegt.

Als wir unter uns sind, kommentiert einer lauthals: „Das hat unsere Regierung entschieden. Verrückt! Genauso daß sie auf Rechtsverkehr umgestellt haben, obwohl doch

keine Autos produziert oder eingeführt werden. Nun fahren all die alten, rechtsgesteuerten Autos auf der rechten Fahrbahn!“

Beim ersten abendlichen Spaziergang bemerke ich, wie viele Menschen, die allein unterwegs sind, auf der Straße laut vor sich hin singen. Fast alle, Männer wie Frauen, tragen ein weißes Make-up, das sogenannte Thanaka. Es wird aus zerriebener Rinde gewonnen und dient dazu, die Haut blaß und geschmeidig zu halten. Westliche Kleidung ist nur in Form von Hemden präsent; statt Hosen werden Longyis getragen, die sich von indonesischen Sarongs durch die Art unterscheiden, wie sie um die Hüften geknotet werden.

In einer Bar empfängt uns eine Bande von Kindern, die das Lokal führen. Formvollendet höflich und grinsend erläutern sie, sie machten hier Snacks, wir möchten doch probieren. Sie wimmeln freudig und erkundigen sich nach unserem Wohlergehen; im Fall irgend welcher Fragen sollen wir nicht zögern, nach ihnen zu schicken. Das Land scheint von Kindern am Laufen gehalten zu werden. Fahrer, Kellner, Soldaten, überall haben wir mit quirligen Sechzehnjährigen zu tun. Einer der Hauptvorwürfe der internationalen Gemeinschaft an die Militärregierung Myanmars ist Kinderzwangsarbeit. In den großen Städten ist sie kaum zu sehen. Aber auf der Straße ins entlegene Hsipaw sehe ich Kinder eine Fahrbahn ausbessern.

In unserem kleinen Lokal frage ich, wo man die schönsten Longyis kaufen könne. Einer der jungen Kellner führt uns zur Filiale von Giordano. Es ist sicher das einzige Kleidungsgeschäft, in dem keine Longyis erhältlich sind. Man hatte einfach nicht annehmen wollen, daß jemand aus dem fortschrittlichen Ausland tatsächlich an der einheimischen Kleidung interessiert sein könnte.

Internationale Konzerne halten sich an den wirtschaftlichen Boykott, der gegen die Militärjunta und damit gegen die Bevölkerung Myanmars verhängt wurde. Beinah kein westliches Markenprodukt ist erhältlich. Dafür begegnen Logos, die diesen eigenartig ähnlich sehen. „McBurger“ etwa, oder „J-Donuts“; Coca Cola ist ein Luxusgut, meist gibt es „Star Cola“. Eine Ausnahme bildet die singapurische Bierfirma Tiger, die omnipräsent ist. Nicht zuletzt hat sie viele Straßenschilder gesponsert. Unter englischen und burmesischen Ortsbezeichnungen prangt das blau-orangene Bieremblem. Durch den internationalen Boykott ist der Touristenstrom fast versiegt. Die wenigen Reisenden sind Buddhisten, verdeckte, oft auf eigene Faust tätige Menschenrechtsaktivisten, Traumerfüller. Auch in der Nähe der Shwedagon-Pagode, immerhin die Hauptattraktion des Landes, begegnete uns nur ein westlicher Ausländer. Er sagte, er komme immer wieder nach Myanmar. Das verblüffte mich – wenn er doch ein Reisender ist, warum würde er immer wieder dasselbe Ziel

anfliegen? Er sagte unverbindlich, er liebe das Land und seine Menschen. Ich dachte nicht weiter drüber nach.

Zurück im Restaurant setzen wir uns zum Abendessen. Es nähert sich absichtsvoll ein aggressiver Herr mit einem *lonely planet* und verkündet, daß „dieses Buch“ viele falsche Informationen über Myanmar verbreite. Seine Verachtung wird dadurch gesteigert, daß er offenbar um die Reichweite des Reiseführers weiß, die uns deutlich wurde, als wir zum ersten Mal das Adjektiv „lonely-planet-weit“ hörten, das sich auf die Vernetzung der Reisenden in Südostasien bezog. Der politische Einfluß des Reiseführers ist nicht zu unterschätzen. Ich höre zu und bestelle Sperling – weil ich den Anblick, der sich mir auf dem rasch servierten Teller bietet, vorher nicht erwarten konnte. Mit Todesverachtung breche ich den etwa zehn unglücklichen Viechern die weißlichen Köpfe ab und kaue auf den schwarzverbrannten Leibchen und Flügeln herum. Drei Pils der beim World Beer Cup ausgezeichneten Marke „Myanmar“, ein Teller Fried Rice und eine Flasche Wasser (für zusammen etwa zwei Euro) müssen mir über diese Erfahrung hinweghelfen. Der aggressive Herr ist inzwischen wieder verschwunden.

Der Engländer, der am nächsten Morgen beim Frühstück sitzt, mit Rastalocken, ist etwa 40 Jahre alt. Er stellt sich als Computerdesigner vor, der Figuren für Abenteuerspiele entwirft. Wenn er kein Projekt habe, könne er ein paar Monate reisen, danach arbeite er wieder rund um die Uhr. Er zittert.

„Alle fragen mich, warum ich zittere. Weil ich Alkoholiker bin, ganz einfach. In meinem Beruf wird man zum Trinker. Sonst hält man die Belastung nicht durch.“

Er spricht langsam, als wanke er über einen schmalen Steg, und schenkt sich seinen dritten schwarzen Kaffee ein. Seine Stirn beginnt zu bluten. Gestern sei er etwas zu lange draußen gewesen, und er habe seine Sonnencreme vergessen, ist seine Erklärung.

Mark und ich reden über die Konferenzen, die wir besucht haben. Sein Vater war Professor für Tierernährung. Das Kinderprogramm auf Tagungen seiner Zunft sei meist so langweilig gewesen wie die anderen Kinder. In den USA hätten sich die kanadischen Kinder immer verbündet und über die amerikanischen lustig gemacht. Die seien normalerweise etwas langsamer gewesen.

Eine feste Einrichtung in Yangon ist das Buchantiquariat Pagan. 37th Street wird gesäumt von Straßenhändlern, die auf ausgebreiteten Decken oder kleinen Regalen dünne, kopierte Hefte verkaufen, englische Sprachbücher und, allgegenwärtig, George Orwells Roman *Burmese Days* in der Penguin-Ausgabe, die in großem Maßstab plagiiert wird. Mit Ausnahme bestimmter Schulbücher ist der Import von Büchern nach Myanmar verboten. Nur

etwa 200 Bücher werden pro Jahr hier veröffentlicht. Der Antiquar im Pagan restauriert und verkauft, so beschreibt er zynisch seine Tätigkeit, was Menschen aus ihren Kellern hervorholten. Die Bestände stammen meist aus der Zeit, da Birma zu Britisch-Indien gehörte. Ich kaufe nur einen Band englischer Gedichte, weil ich zwar den Umsatz anregen, aber dem geschlossenen Markt durch Export nicht Geistiges entziehen möchte. Beim Bezahlen sehe ich auf der vollgestapelten Theke zwischen aufgeschnittenen Rücken, Leim und Fäden ein kürzlich erschienenenes Buch. Jemand hat es wohl eingeschmuggelt.

„Brauchen Sie Leute, die Ihnen Bücher mitbringen?“ frage ich.

Nein, antwortet er hastig. Beruhigt dann: Dieses System werde irgendwann von einem anderen abgelöst werden. Derzeit sei es ihr Schicksal. Sein Charme und sein Lächeln sind ganz bei sich selbst und doch wie auf der Suche.

5

Im Bus Richtung Shan State trinke ich das unvermeidliche isotonische 100 plus und kaue auf vor geraumer Zeit Gebackenem, das ich auf dem verregneten Busbahnhof von einer lustlosen Dame erstanden habe. Mein reisendes Hochgefühl macht mir das Getränk und die Kekse zu Nektar und Ambrosia.

Von der blaßblau angestrichenen Decke des Busses blättert die Farbe ab. Graue Stellen liegen offen, die wie Kontinente schwimmen. Die Weite einer Weltkarte vom Alter derer in meiner Grundschule, vor denen ich geträumt habe und vor denen uns der Direktor erklärt hat, wo West und wo Ost ist. Er hat es vertauscht, damals, und es dauerte etwas, bis ihm sein Fehler auffiel. Heute fahre ich durch eines der Länder, die ich damals noch nicht kannte.

Mark hat eine Ausgabe von Adam Smiths *Wealth of nations* dabei, in deren Rückenklappe er als eiserne finanzielle Reserve einige Reiseschecks verwahrt. Er hat sich vorgenommen, diesen Klassiker und Platons *Politeia* zu lesen. Dabei legt er den Nagel des rechten kleinen Fingers auf die Lippen. Er schläft aber auch diesmal nach wenigen Absätzen ein.

Nach einigen Stunden, es ist bereits dunkel, bleibt der Bus stehen. Es ist keine der regelmäßigen Rasten, wie gleich deutlich ist. Durch die Windschutzscheibe sehen wir andere Fahrzeuge, Gruppen von ratlosen Menschen vor Wasser, wie am Strand. Aber es ist die

Straße, die auf einer Länge von hundert Metern überflutet ist. Alle männlichen Fahrgäste, außer den Mönchen, steigen aus, waten ins Wasser. Sie scheinen zu wissen, was zu tun ist. Entlang der Fahrbahn stellen sie sich auf. Der Bus wird zu Wasser gelassen wie ein Schiff, schaufelt sich wie ein Raddampfer voran, wir eskortieren ihn, der ins Schwimmen gerät, schieben ihn. Das Wasser an der tiefsten Stelle ist weit mehr als knietief. Am anderen Ufer der Straße schnaubt er wieder herauf, und wir fahren weiter.

Myanmars Ostprovinz ist durch Anschläge der Shan State Army destabilisierte. Nicht zuletzt deshalb wurde Tachilek, der Grenzübergang zu Thailand, wieder geschlossen. Als wir in Hsipaw ankommen, einem charmanten Dorf mitten in jener Provinz, frage ich beim Einchecken, mehr im Scherz und um die Konversation zu eröffnen:

„Na, keine Shan State Army mehr hier, oder?“

„Oh yes“, antwortet lächelnd der Besitzer, so freundlich als böte er mir ein Erfrischungstuch an, „but they made peace with the government.“

Wir geraten in keine gefährlichen Situationen. Im Gegenteil, das an beiden Ortseingängen aufgestellte Schild mit der Aufschrift „Please provide necessary assistance to the international travellers“ auf Englisch und Burmesisch faßt die freundliche Atmosphäre zusammen. Abends essen wir zusammen mit allen Ausländern, die sich in der Stadt befinden. Man kann sie an zwei Händen abzählen.

Von Hsipaw aus fahren wir mit dem Zug nach Maymyo, das heute Pyin U Lwin heißt. Die Bahn haben wir bisher vermieden, weil sie staatlich ist und zudem teurer als Überlandbusse. Den Zug nennen die Einheimischen „buffalo“, die Touristen „waddling penguin“. Die einen sehen die Kraft, die anderen spüren, daß Gleise wie Wagen seit Jahrzehnten nicht mehr gewartet wurden.

Zwei Bänke vor uns beugt sich ein Junge über die Lehne, grinst uns an - und sieht nicht weg, strahlt uns einfach weiter an. Einer geht mit einer Flasche voll weißem Pulver durch den Wagen, gibt jedem davon auf die Hand. Als auch ich mir etwas geben lasse, erhalte ich johlenden Beifall. Es schmeckt säuerlich; der Geschmack verliert sich schnell, weitere Wirkungen spüre ich nicht. Nachher sagen mir andere Passagiere, es sei etwas Verdauungsförderndes gewesen. Leute hieven Gepäck durchs Fenster und klettern dann selbst hinein, andere klettern bei voller Fahrt außen von Wagen zu Wagen. Die vielen Verkäufer mit Snacks in großen Körben, Erdnüssen, Früchten, Reis, Gebäck erzeugen die Atmosphäre einer fahrenden Markthalle. Von der Eisenstange des Gepäckverstaues hängen Bananestauden, Schirme, Pilze, Hüte, Plastiksäcke. Auf dem Holzfußboden wimmelt es von abgestellten Sandalen.

Der Zug bremst, wir rollen langsam, an einem Steilhang entlang, auf eine scheinbar endlose Brücke zu, die ich auf einem Photo in der Zeitung gesehen hatte. Sie war in der Serie „Siege des Staates, des Volkes und der Tatmadaw“ (der Armee) vorgestellt worden.

Alle Unterhaltungen enden, ehrfürchtiges Schweigen, vielleicht Angst, Unsicherheit.

Der Blick ist atemberaubend über am Horizont zerfließendes Tal.

Mark lehnt sich aus dem Fenster, um ein Photo zu machen. Ein fülliger, Autorität ausstrahlender Mann hält ihn gleich zurück: Mit einer knappen Geste gebietet er, die Kamera wegzustecken. Von strategischen Einrichtungen dürfen keine Aufnahmen gemacht werden. Ich vermittele, indem ich auf das Tal zeige und dann auf die Kamera, daß ein Bild des Abgrunds eigentlich auch schöner sei. Das gesteht der zähe Fünfzigjährige mit der zu großen Brille großmütig zu.

Am Bahnhof in Pyin U Lwin spricht uns ein junger Mann in Mönchskutte an. Er klagt über die schlechte Infrastruktur, den Zustand der Straßen und die unzuverlässige Versorgung mit Strom. Er würde gern reisen, lese viel über das Ausland. Bis vor kurzem sei er Taxifahrer gewesen, aber er wolle ein freieres Leben führen. Als Mönch könne er wenigstens von Kloster zu Kloster fahren. Wir sollten allen zu Hause erzählen, daß wir am Bahnhof in Maymyo einen Mönch getroffen haben. Da wir hier Station machen, bitten wir ihn, uns doch zu begleiten. Er sagt, er heiße Yi Mon, habe in seinem Taxi Touristen durch die Stadt und die Gegend gefahren, wolle sich aber nicht vom freien Reden abhalten lassen. Das hatte er einst unterschreiben müssen. Gern werde er uns aber zeigen, was sich lohne und woran man vorbeifahren könne. Wir mieten ihn nicht als Führer, sondern nehmen ihn als freundliche Bekanntschaft mit. Im Lauf der folgenden Stunden weist er uns auf koloniale Bauten hin, zeigt uns versteckte Läden und lädt uns in die Hütte seiner Familie ein.

In überschwenglicher Dankbarkeit schenke ich ihm das Portemonnaie meines Großvaters. Das tut mir weh, sofort nachdem wir uns mit herzlicher Umarmung verabschiedet haben, weil es das einzige Objekt war, das ich von ihm besaß. Ich habe ihn nie kennengelernt, aber nach den Berichten meiner Familie habe ich viel mit ihm gemeinsam. Ich versuche, eine Kette zu konstruieren zwischen der Großzügigkeit, die er auf seinem Heimweg aus Moskau, vom Rußlandfeldzug, erfuhr, obwohl er noch seine Uniform anhatte. Er war vor seinem Jahrgang eingezogen worden, weil er sich, blond und blauäugig, geweigert hatte, in die SS einzutreten. Er konnte sich den Bauern gegenüber damals nicht revanchieren. Mit vielleicht ebenso selbstloser Großzügigkeit, sage ich mir, wurde ich hier aufgenommen. Yi Mon gab mir eine Buddhastatue, vor der er, wie er sagte, seit Jahr und Tag betete. Es schien mir, daß sie ihm viel bedeutet, so wollte ich etwas im Tausch geben.

Ich dachte, Dinge hätten keine Bedeutung für mich, aber ich habe ohne Not eine Nabelschnur durchgeschnitten, eine Kanüle entfernt. Die Glaubwürdigkeit der Geschichte vom bedeutsamen Gegenstand, den ein Fremder schenkt, wird mir fraglich, als ich mich erinnere, wie meinem Freund Michiel eine generationenübertragene Buddhastatue auf Ko Samui überreicht worden war. Die Tragweite meiner Handlung habe ich für mich unterschätzt, und ich bin nicht sicher, ob sie gerechtfertigt war. Ich habe nicht einmal eine ausgesprochen buddhistische Tat begangen, allenfalls habe ich sie nachgeahmt. Es ist eines, die Erklärungen eines Tour guides aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse nicht zu verstehen; hinzu kommt, daß mir seine Motive und der Grad seiner emotionalen Anteilnahme nicht deutlich sind. Aber das ärgste ist, daß ich mich selbst nicht verstehe. Es war ein Verrat und gegen die Gesetze der Angemessenheit, scheint mir. Was dieser Begriff bedeutet, ist mir nicht klar. Irgendwie merke ich aber, daß er grundlegend sein sollte für den Austausch, den ich mit Menschen und Orten auf dem Weg habe. Ich werde darüber nachdenken, nehme ich mir vor.

Wir übernachteten hier, und am Morgen pfeift es aus der Küche den deutschen Perestroika-Schlager „Wind of Change“. Als der Pfeifende stockt, setze ich ein. Nach einer Weile kommt ein Junge mit meinem englischen Frühstück heraus, gefolgt von vier Hunden. Ich bitte ihn, doch auf seiner Gitarre weiterzuspielen. Er tut es, sichtlich froh, darum gebeten zu werden, während sein Vater sich weiter um uns Gäste kümmert. Mit Inbrunst spielt und singt er. Nachher erzählt er, es gebe zwei burmesische Sprichwörter: „Geld bewirkt alles“, und „Aufrichtigkeit ist Macht“. Die meisten glaubten nur an das erste.

6

Die ersten schweren Güsse des zu früh eingetroffenen Monsunregens hatten die Brücke über den See Meiktila vor der gleichnamigen Stadt für den Schwerverkehr unpassierbar gemacht. See und Stadt liegen auf halber Strecke auf unserem Weg nach Nyaungshwe. Wir fahren also mit einem Überlandtaxi los, das, so wird uns gesagt, die Brücke noch überqueren kann. Schon auf dem teils überfluteten Weg dorthin hat es zuweilen die Aufgaben eines Luftkissenboots zu erfüllen. Am Busbahnhof von Meiktila gilt es dann, den richtigen Pick-up für die Weiterreise zu finden und den Fahrpreis festzustellen.

Niemand spricht Englisch. Die Stimmung ist gereizt. Man schreibt auf Hände, dreht sie weg und gestikuliert, aus desinteressierten und vernachlässigten Augen lacht man uns aus.

160.000 kyat fordern sie, was die uns angekündigten 500 weit übersteigt. Wir handeln den Tarif bis auf 1000 hinunter. Der Reisende erhält ein Gefühl der Macht über Menschen, das er vorher nicht kannte. Aber wenn mein Wort Gesetz wäre, ist es dann Zeit zu sprechen? Soviel kann man mit Menschen austauschen außerhalb von Worten. Man sollte hier auch eigentlich als Reisender nicht sein, es ist keine bedeutende Stadt, nur eine Kreuzung großer Straßen, irgendwo mitten im Land. Der Truck füllt sich. Wir kauern in der ersten Sitzreihe, direkt hinter dem Führerhaus. Ich muß die Knie anziehen und mich ducken, so eng ist es.

Als diese Haltung nicht mehr erträglich ist, versuche ich, den Kopf unter der Plane hindurchzustecken, die vom Dach bis auf die Höhe meiner Schulter hinunterhängt und bei Regen ganz ausgerollt wird. Der Blick gleitet über grünes, endloses, enges Tal. Trübes, fauliges Licht verunsichert die Hänge. Es ist still, und ich weiß, hier ist das Ende der Welt. Ich bin ganz sicher. Falten aus tiefenden Bergen, die holprige Straße, selten eine Hütte. Keine der allgegenwärtigen Werbetafeln für Tiger-Bier. Vor den Hütten liegen die riesigen, zwei Fußball großen Jackfruits. Auf der Heckstange des Pick-ups, der uns überholt, balancieren Passagiere. Er fährt uns voraus in die Berge, eine Landschaft von einer Fremdheit, als hätte Dante sie sich so ausgedacht. Wenn uns ein Fahrzeug entgegenkommt, ein ebenfalls vollbeladener Truck, muß ich meinen Kopf einziehen, zurück ins Innere, sonst kommen wir nicht aneinander vorbei. Nachdem ich ihn vorbeifahren hörte, hänge ich mich wieder heraus, bis der nächste Truck uns entgegenkommt. Schon bei normaler Fahrt sind die Straßen so eng, daß bei jeder Felsnase der Eindruck entsteht, man werde den Abhang herunterrutschen. Wenn ein Fahrzeug aus der Gegenrichtung sichtbar wird, scheint es den Berg hinaufzufahren oder für einen Moment über dem Abhang zu hängen wie eine Comicfigur, die strauchelt und, sich besinnend, einfach zurückspringt.

Es wird Nacht, Mark und ich klettern aufs Dach, wo schon einige sitzen, zwischen den Taschen und Rucksäcken. Ich setze mich ganz nach vorn, wie auf einem Kutschbock. Der Wind ist so laut, daß der Motor nicht hörbar ist. Dunkelheit. Wenige Lichter irgendwo in den Falten der Täler, keine Geräusche außer dem Wind. Einer der anderen singt, hört auf zu singen. Der Wind ist sehr kalt, aber ich friere nicht, weil ich entschieden habe, daß ich wie der Wind bin. Es ist ein wehender Brand auf meinen Unterarmen, meinem Gesicht. Die anderen steigen bei einem Halt ab, kommen irgendwo an, oder gehen in den Wagen. Wir bleiben oben, legen uns auf dem Dach und sehen. Wir sind nur von Himmel umgeben. Der Mond ist von durchdringender Leuchtkraft. Ein einzelner Stern, zeigt Mark. Die Formationen der Wolken, die ich deute, wie automatisch. Der ganze Gesichtskreis ist von Wolken angefüllt. Dann eine Sternschnuppe, und sofort weiß ich, wie noch nie, was ich mir wünsche,

was der einzige angemessene Wunsch ist: jenes *aptum* doch zu finden, zu tun, das Angemessene.

Wind züngelt auf meinen Körper, wir rücken näher zusammen, Äste fliegen über uns. Ich bin die Hoffnung. Ein klarer Kopf wie noch nie. An einer verlassenen, weiten Kreuzung signalisiert man uns, wir sollten absteigen. Schweigend hilft man uns mit den Rucksäcken, zwei Rikschas stehen bereit, ein Preis wird genannt, den ich nicht verhandele, weil er anständig ist. Noch einmal eine Stunde fahren wir, der Weg ist leicht ansteigend. An einer der Stellen, an denen Trinkwasser in großen, von einem umgekippten Teller verschlossenen Krügen bereitsteht, halten wir. Mein Fahrer bietet mir ein Glas an, ich trinke einen Schluck. Ich spüre die alte Unsicherheit, ob da eine Religion ist für mich. Hier ist ihr Kelch. Dann gehen wir ins erstbeste Guesthouse. Lange wachliegend reden wir über Marks posaunespielenden besten Freund und Rußlands geostrategische Position.

Der Himmel, der um uns war, als wir auf dem Dach des Trucks lagen, ist heute unter uns, gespiegelt im Inle Lake. Wir mieten ein kleines Boot, dessen Fahrer uns zu Webern und Zigarrendreherinnen, auf den Markt und zum Tempel der springenden Katzen fährt. Das Kloster Phe Chaung wurde nicht wegen seiner kunsthandwerklichen Schätze bekannt, sondern weil die Mönche irgendwann begannen, Katzen zu trainieren. Um sich die Zeit zu vertreiben, brachten sie ihren zwei dutzend vierbeinigen Mitbewohnern bei, durch immer höher gehaltene Reife zu springen. Inzwischen gibt es mehr Katzen als Mönche und mehr Touristen als Buddhastatuen. Ich kaufe eine pink und violett gestreifte Umhängetasche, wie sie hier die Männer vom Stamm der Pa O tragen. Es hat keinen Sinn, etwas Traditionelles zu kaufen, das einem nichts sagt oder nicht gefällt. Man muß die Schnittmenge finden. Je größer sie ist, desto weiter hat man sich geöffnet, desto mehr ist man der Situation, der Tradition verbunden.

Ich schreibe abends einen Brief, den der Wind wie ein neugieriger Hund liest. Als ich unterzeichne, weht er ihn gegen den Bambuspfeiler der Terrasse, und dann in den grünen See. Erinnerung an die gegenwärtige Regenzeit. Ich trinke noch einen Wodka.

„Why does my heart feel so bad?“ spielt zum Sonnenuntergang aus der Stereoanlage.

Dieses Guesthouse hat, ungewöhnlicherweise, einen Schreibtisch im Zimmer. Reisende schreiben nicht, sie schicken nur Pakete heim. In dem Gedichtband aus Yangon lese ich Robert Brownings „Last Ride Together“. Der Sprecher wünscht sich eine gemeinsame Fahrt mit der Dame, die seine Liebe zurückgewiesen hat. Sie gewährt ihm den Wunsch. Für ihn wird die Fahrt wichtiger, bedeutsamer als alle Reichtümer und Leistungen der Welt. Die Zeit der Gemeinsamkeit dauert, indem sie ihrem Ende zugeht.

I SAID—Then, dearest, since 'tis so,
Since now at length my fate I know,
Since nothing all my love avails,
Since all, my life seem'd meant for, fails,
 Since this was written and needs must be—
My whole heart rises up to bless
Your name in pride and thankfulness!
Take back the hope you gave,—I claim
Only a memory of the same,
—And this beside, if you will not blame;
 Your leave for one more last ride with me.

My mistress bent that brow of hers,
Those deep dark eyes where pride demurs
When pity would be softening through,
Fix'd me a breathing-while or two
 With life or death in the balance: right!
The blood replenish'd me again;
My last thought was at least not vain:
I and my mistress, side by side
Shall be together, breathe and ride,
So, one day more am I deified.
 Who knows but the world may end to-night?

Die letzte Strophe versteigt sich zu der Hoffnung, daß der Augenblick der gemeinsamen Fahrt ewig dauern werde.

And yet—she has not spoke so long!
What if heaven be that, fair and strong
At life's best, with our eyes upturn'd
Whither life's flower is first discern'd,
 We, fix'd so, ever should so abide?
What if we still ride on, we two

With life for ever old yet new,
Changed not in kind but in degree,
The instant made eternity,—
And heaven just prove that I and she
Ride, ride together, for ever ride?

Die Rückfahrt in die Hauptstadt werde 18 Stunden dauern, sagt man uns. Das schreckt uns schon gar nicht mehr. Im internationalen Terminal des Flughafens von Yangon kommen wir zwei Stunden vor Abflug der Maschine von Biman Bangladesh an. Nach der dreiwöchigen Rundreise kennen wir praktisch alle, die mit uns in der Schlange zum Einchecken stehen. Es ist ein Familientreffen von Einzelgängern und folglich nicht sehr kommunikativ. Ein gestörtes MTV im Angesicht der wahrscheinlich ältesten Flughafenbusse der Welt. Siege des Staates, des Volkes und der Tatmadaw.

7

Wir treffen wieder in Bangkok ein, wohnen in der Nähe des Bahnhofs, von wo aus wir nach Singapur zurück wollen. Mark ist unterwegs, ich bleibe erst einmal hier, um ein Bier zu trinken, mit einem, der mich einfach an seinen Tisch winkt. Er spricht kein Wort, und nur über Blicke tauscht sich etwas aus, dann geht er weiter, und nichts weiter geschieht und alles ist geschehen, war da für einen Moment, alles. Kurz nach sechs bin ich noch immer in der Bar auf der Empore, sehe auf die Züge hinunter. Die Nationalhymne ist gerade verklungen, die Menschen bewegen sich wieder. Mein rotes Notizbuch liegt vor mir und fragt mich, wie es mir geht. Eine Mischung aus Faulheit, Vertrauen und Befriedigung macht meine Gegenwart aus, und über die Zukunft mache ich mir keine Gedanken: Sie ist der nächste Ort. Jeder Aufenthalt ist vorläufig und wird nach kurzem enden. Als Reisender ist man zu schnell dafür, daß einem jemand etwas nachtragen könnte. Die gute Seite dessen, auf sich allein gestellt zu sein. Ich bezahle mein Bier, gehe nach unten, um einen Mitarbeiter der Tourist Information nach dem Weg zu fragen. Auf seinem Namensschild steht Actor. Mit großen Augen sieht er mich an, mit großer Geste zeigt er auf die *Bangkok Post*, die ich unter dem Arm trage. Das Titelfoto zeigt die Ruinen des eben attackierten New Yorker World Trade Centers.

Actor schreit lachend: „My home! My home!“

Ich habe nur ein paar Zeilen über das gelesen, was da gerade passiert ist, bin zu sehr davon eingenommen, hier einen Weg zu finden. Etwas angetrunken spekuliere ich, ob es neben Grundfarben auch Grundheilmittel gibt. Alle Farben sind rot, gelb, blau. Alle Medizin ist Bananen, Vaseline und Guinness.

Es ist zu weit, um zu Marks Freund zu laufen, bei dem wir verabredet sind. Ich steige ins Taxi. Mein kurzärmliges Irren. Maßlos achtspurige Straßen gleiten im Nachtregen aus. Die Reifen eines schwarzen, kalten Wagens schleudern uns Regenwasser entgegen. Beleuchtete Fassaden schweigen einander an. Was weiß denn ich, wo das ist, wohin ich will, ich keife meinen Fahrer an, weil er es auch nicht weiß.

Dann treffe ich Mark und seinen Freund, der uns sinnvoll um Gespräche gruppieren kann, behutsam, wie es Mittelstreifen und Rastlosigkeiten nicht vermögen. Er sagt, daß ich am Satzende die Stimme anhebe, lasse unzweideutig darauf schließen, daß ich Kanadier sei.